



Fațadă/Fassade

Der Podcast *Fațadă/Fassade* begleitet eine gleichnamige Ausstellung über Rom*nja-Baukultur aus Rumänien, die von Oktober 2020 bis April 2021 im Hartware MedienKunstVerein (HMKV) in Dortmund zu sehen war, oder eher: zu sehen gewesen wäre. Wegen des Lockdowns seit letztem November konnte das Kulturzentrum Dortmunder U, in dem sich die Ausstellungsräume des HMKV befinden, keine Besucher*innen empfangen. Elena Stingl hat mit Olga Felker, der Produzentin und Moderatorin des Podcasts, über ihren Blick hinter die Fassaden von hartnäckigen Klischees über Rom*nja und Sinti*zze gesprochen.



Die Ausstellung *Fațadă/Fassade* entstand ausgehend von einem kollaborativen Kunstprojekt in der Dortmunder Nordstadt, der Werkstatt Mallinckrodtstraße, deren Beteiligte teils selbst Rom*nja sind und sich seit Längerem mit Baukulturen von und für ihre Community auseinandersetzen. Im September 2019 haben diese die Neugestaltung einer Hausfassade übernommen, die sich von den umliegenden Bauten durch Farben, Formen, ausgefallene Embleme und Reliefs abhebt, und dadurch zum Hingucker des Viertels avanciert ist. Auch die Häusermodelle für die Ausstellung wurden in der Werkstatt Mallinckrodtstraße gebaut. In den Ausstellungsräumen des HMKV sollen sie,

begleitet von Audio- und Videomaterial, für die Vielfalt, aber auch Konflikte sensibilisieren, die das Wohnen und den Alltag von Rom*nja und Sinti*zze ausmachen.

Aufgrund der Pandemie-bedingten Einschränkungen wurde die Ausstellung in den digitalen Raum verlegt. Auf Instagram gab es Live-Führungen zu sehen und über die Website Filmscreenings. Die Website des HMKV lädt auch nach dem Ende der Ausstellung zu einem virtuellen Rundgang ein. Im dazugehörigen Podcast wiederum spricht die freie Journalistin Olga Felker mit den Initiator*innen der Ausstellung, mit Dortmunder Stadtplaner*innen und mit Expert*innen für Fragen der Geschichte von Rom*nja und Sinti*zze im Ruhrgebiet, der Bundesrepublik und in Europa. Ausgestrahlt werden die Sendungen zwar für die Dauer der Ausstellung. Das Anliegen jedoch ist weitreichender: *Fațadă/Fassade* wendet sich an alle, die mehr darüber erfahren möchten, wie Rom*nja und Sinti*zze ihren Wohnraum gestalten; auf welche sozialen Widerstände sie dabei stoßen; und mit welchen Mitteln sie dafür kämpfen, in Frieden gelassen zu werden und selbstbestimmt zu leben.

Hallo Olga. Warum heißt der Podcast, wie die Ausstellung, *Fațadă/Fassade*?

Einerseits, damit er der Ausstellung zuzuordnen ist. Andererseits weil ich es so sinnbildlich fand: ‚Fassade‘ ist etwas, das wir umgangssprachlich verwenden, um aufzuzeigen, dass man nur etwas Äußeres von jemandem kennt. Man ‚baut sich eine Fassade auf‘, um Menschen nicht nah an sich ranzulassen. Und genau da wollte ich mit dem Podcast dahintergucken. Was befindet sich ‚hinter

der Fassade‘ der Klischees, die wir über Rom*nja und Sinti*zze haben? Klischees, die extrem negativ behaftet und sehr weit verbreitet sind. Und auch noch stark akzeptiert. Es gibt keine Minderheit in Europa, die so geächtet wird, wie Rom*nja und Sinti*zze. Es ist zwar inzwischen bei vielen Menschen angekommen, dass man die rassistische Fremdzuschreibung für Schwarze Menschen nicht mehr nutzt. Aber das Z-Wort wird munter im öffentlich-rechtlichen Fernsehen zu besten Sendezeiten rausgehauen. Und genau das, diese Fassade, wollte ich aufbrechen. Dafür schien mir der Begriff sehr prägnant. Abgesehen davon mag ich die Art, wie das rumänische Wort ‚Fațadă‘ geschrieben ist. Das geschwungene ț trägt das Verspielte der Ausstellung in der Orthographie mit.

Wie bist du auf das Thema gestoßen und wie kam es zu dem Podcast?

Ich habe mit dem Netzwerk *Interkultur Ruhr* schon einmal einen anderen Podcast gemacht, so kam der Kontakt zu den Co-Kurator*innen der Ausstellung zustande. Es sollte einen Podcast geben, der die Ausstellung begleitet und ihre Akteur*innen vorstellt. Die zweite Staffel des Podcasts haben wir spontan gemacht, als klar wurde: Die Ausstellung kann auch weiterhin nicht öffnen. Und als sich parallel angebahnt hat, was im WDR passiert ist. (Anm. d. Red.: Gemeint ist die von vielen Seiten scharf kritisierte Wiederausstrahlung der Sendung *Die letzte Instanz* am 29. Januar 2021, in der vier Gäste die Verwendung antiziganistischer Sprache diskutieren, die keine Expert*innen für dieses Thema sind respektive selbst rassistischer Diskriminierung nicht ausgesetzt sind.) Ich hatte Lust, in die Thematik tiefer einzutauchen.

Auch mein Bild von Rom*nja und Sinti*zze war extrem klischeehaft. Mein journalistischer Ansatz ist es, Menschen eine Stimme zu geben, die sonst nicht gehört werden. Das fand ich spannend an dem Podcast: Mit Betroffenen selbst, statt nur über sie zu sprechen.

Kannst du mehr über die Gäste deines Podcasts erzählen: Wen interviewst du, und woher kennst du sie?

In der ersten Staffel ging es darum, die Ausstellung nachzuzeichnen. Wieso ist sie entstanden? Wieso ist sie wichtig? Die Stadt Dortmund hat ja ein Haus in der Nordstadt gekauft, in dem hauptsächlich Rom*nja und Sinti*zze wohnen, und die Kosten für Bauarbeiten übernommen. Ich hatte die Sorge, dass es Menschen gibt, die sich denken: Die machen doch bloß Probleme, warum kriegen die jetzt auch noch ein Haus geschenkt? Deswegen war mir wichtig, mit den Verantwortlichen der Stadt zu sprechen, dem Kulturdezernenten und Kämmerer der Stadt Dortmund, Jörg Stüdemann, um aufzuklären, wie es dazu kam. Dann habe ich, um den sehr langen Weg nachzuzeichnen, der zur Ausstellung geführt hat, mit den Co-Kurator*innen Inke Arns und Fabian Saavedra-Lara gesprochen, den Künstlern Christoph Wachter und Mathias Jud, die sich in ihren Arbeiten seit längerem mit den Themen der Ausstellung befassen; und schließlich mit den Künstler*innen aus der Rom*nja Community selbst, die die Modelle gebaut haben. Für die zweite Staffel habe ich mich noch mal tiefer in die Thematik eingeleitet, die europäische und deutsche Geschichte der Rom*nja und Sinti*zze. Hätte die Ausstellung normal stattfinden können, hätte es einen Diskursort für Gespräche

zwischen verschiedenen Parteien gegeben. Die eingeladenen Gäste dieser Veranstaltungen habe ich für den Podcast angefragt, zum Beispiel die beiden Aktivist*innen Tomas Wald, Vorstand des Roma Büro Freiburgs, und Hassan Adzaj, Vorstand von Romano Than und Initiator des RomaKidsClub in Dortmund. Auf die Schauspieler*in Simonida Selimović hingegen bin ich zufällig gestoßen, weil sie mit ihrer Schwester Sandra eine Spielzeit am Dortmunder Stadttheater gehabt hätte. Gast der Auftaktfolge für die zweite Staffel, am Jahrestag der Anschläge in Hanau, war die Kulturwissenschaftlerin und Rom*nja Dr. Delia Grigore, die auch die Einleitung für das Ausstellungsmagazin schrieb.

Mit Delia Grigore sprichst du über Strategien für mehr Anerkennung von Rom*nja und Sinti*zze in den europäischen Mehrheitsgesellschaften. Beispielsweise müsse ihre Geschichte in schulischen Lehrplänen mehr, oder überhaupt, berücksichtigt werden. Ein weiteres wichtiges Instrument beim Abbau von Klischees und dem Kampf gegen rassistische Stigmatisierung sei kulturelle Repräsentation. Was ist damit gemeint?

Es ist wichtig, dass wir anerkennen, wie sehr Rom*nja und Sinti*zze Teil unserer Gesellschaft sind. Wie stark sie diese geprägt haben. Wir feiern in der Musik Künstler*innen, zum Beispiel Django Reinhardt oder Marianne Rosenberg, negieren aber dabei, welcher Minderheit sie angehören. Und wie sehr wir diese unterdrücken, indem wir ihre kulturelle Leistung nicht als solche anerkennen. Das hat etwas mit Schulbildung zu tun. Also erst einmal zu lernen, wie lange Sinti*zze schon Teil unserer Gesellschaft sind. In Deutschland leben sie schon seit über 600 Jahren. Viele Bilder, darunter das

des ‚fahrenden Volkes‘, sind falsch und beruhen auf Repressalien, die ihnen von uns, der Mehrheitsgesellschaft, auferlegt sind. Statt das Wissen jener Menschen als minderwertig anzusehen, sollten wir die Geschichte der Repressalien gegen sie aufarbeiten. Wir müssen lernen, Menschen aus marginalisierten Gruppen, und damit meine ich nicht nur Rom*nja und Sinti*zze, als Individuen zu sehen. Ohne dabei ihre ethnische Zugehörigkeit und den Kampf zu ignorieren, den sie bisher geführt haben. So können wir die kulturelle Arbeit, die sie leisten, annehmen als das, was sie ist. Im Podcast sollen vielfältige Stimmen gehört werden: Leute, die künstlerisch oder aktivistisch tätig sind, die Professuren haben, die fernab des Klischees rappen. Ohne den Podcast zu hoch hängen zu wollen, sollte er sichtbar machen, dass es ein kulturelles Spektrum, das für weiße Menschen ganz selbstverständlich ist, auch für rassifizierte und migrantisierte Minderheiten gibt oder geben sollte.

In der ersten Staffel des Podcasts ist mehrmals davon die Rede, dass die Bauwerke, die in der Ausstellung des HMKV zu sehen sind, eine irritierende Wirkung auf viele Besucher*innen haben, die eine „minimalistische Bauweise“ gewohnt seien. Was ist damit gemeint?

Bei der Ausstellungseröffnung habe ich ein paar O-Töne von Besucher*innen eingesammelt, wie die Ausstellung auf sie wirkt. Das waren sehr bürgerliche Leute, die nicht alle speziell für *Façadă/Fassade* gekommen sind, sondern das Dortmunder U besucht haben, eines der Wahrzeichen Dortmunder bürgerlicher Kultur. Und die meinten: „Ich kann damit nichts anfangen. Das war mir zu viel Kitsch, zu viel blingbling.“ Und ich



*Dieses Modell zeigt die Fassadengestaltung des Wohnhauses Schleswiger Straße 31, die im August/September 2019 von den Akteur*innen der Werkstatt Mallinckrodtstraße konzipiert und umgesetzt worden ist. Die Sichtbarkeit der Fassade im Stadtraum setzt ein Zeichen für eine positive Repräsentation von Roma-Baukultur in Dortmund und wurde von der Nachbarschaft des Nordmarkts positiv aufgenommen. Das geometrische Muster, die Farben und Spenglerarbeiten (Metallverzierungen aus Aluminium) verweisen auf ähnliche Gestaltungen in Rumänien. Die aus Gips gefertigten Medusenköpfe stellen Bezüge zu einer globalen Populärkultur und bekannten Marken (hier beispielsweise „Versace“) her. Das Haus wurde vor einigen Jahren zwangsversteigert und von der Stadt Dortmund erworben. Als Teil der Strategie der Stadt zur Verbesserung der Wohnverhältnisse am Nordmarkt wurde es vor der Fassadengestaltung modernisiert. Die beiden aufgesetzten Türme konnten aus baustatischen Gründen nicht an der Schleswiger Straße umgesetzt werden.*



Das auffälligste Charakteristikum der Roma-Bauten sind die Metallornamente an den Dächern: die mehrstufigen Pagodendächer, reich verzierten Türmchen und filigranen Spenglerarbeiten entlang der Dachrinnen. Die treibende Kraft hinter der Entwicklung dieser Formen sind die Kalderasch oder „Căldărari“, eine Gruppe innerhalb der Roma, die als Kupferschmiede und Spezialisten in der Metallverarbeitung eigene Techniken entwickelten. Auf ihr handwerkliches Geschick griff stets auch die Mehrheitsgesellschaft gern zurück: Schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als eine Nationalisierung der Bauformen in Rumänien Einzug hielt, sind es Roma-Handwerker, die unter anderem französische Elemente in die Bauweisen einbringen. Die Metallornamente sind daher nicht nur als spezifische Roma-Bauform zu verstehen, sondern als Teil einer allgemeinen rumänischen Baugeschichte. Auch in der Gestaltung ihrer eigenen Häuser pflegen die Familien daher keinen „Ethnostil“, sondern integrieren Elemente unterschiedlicher Herkunft – bis hin zu Emblemen aus der Populärkultur – wie Dollarzeichen oder Logos von Luxusmarken.

muss zugeben, als ich zum ersten Mal dort war, fand ich es schon auch ganz schön ‚in your face‘. Ich musste daran denken, dass wir in den letzten Jahren den Bauhausstil gefeiert haben. Im Wohnungsdesign wird generell sehr auf Minimalismus geachtet. Viele Menschen der Mittelschicht reden davon, dass sie ausmisten möchten. Dieselben Leute können es sich einfach erneut kaufen, wenn sie etwas wegwerfen und später wieder benötigen. Für Menschen, die am Existenzminimum leben, geht das nicht. Gefallen hat mir bei der Ausstellung der ‚empowernde‘ Aspekt der ‚kitschigen‘ Häuser. Als würden die Rom*nja, die die Häuser gebaut haben, sagen: Ihr denkt das doch eh über uns, dann können wir es auch total überspitzt darstellen und euch vor den Latz hauen. Einige Besucher*innen schienen sich verzweifelt überzeugen zu wollen: Wenn das im Dortmunder U ist, dann muss mir das doch gefallen?! Was gefällt mir nicht daran? Diese Dissonanz fand ich spannend.

Inwiefern sind die Modellhäuser der Ausstellung empowernd?

Es ist eine Ermächtigung, wenn eine Minderheit, die sonst als fast besitzlos, als ‚umherfahrend‘ gesehen wird, ein Haus dahinsetzt, gegen alle Widrigkeiten, das so viel Protz ausstrahlt. In Deutschland gibt es diese Kultur, dass wenn wir Geld haben, wir es nicht zeigen. Die Häuser in der Ausstellung sind das Gegenteil davon. Es sind Häuser der Gemeinschaft. Die wenigsten Räume werden von einzelnen Personen bewohnt. Der Großteil des Hauses ist für Gruppen. Es gibt da nicht: ‚meins‘ und ‚deins‘, du klingelst bitte und machst einen Termin, bevor du zu mir kommst. Wenn eine Ethnie keinen Zugang zu den Räumen der Mehrheitsgesellschaft hat, oder

öffentliche Räume nicht sicher für sie sind, wie wir in Hanau gesehen haben, dann muss man sich das selber schaffen. Das ist das Ermächtigende daran: Einen sicheren Raum für die Community zu schaffen, der dann auch noch schön ist.

In den Gesprächen geht es unter anderem darum, dass viele Rom*nja ungeahnte Expert*innen im Bau von Häusern sind – ungeahnt, weil sich in der deutschen Mehrheitsgesellschaft hartnäckig das Klischee hält, wie du erwähnt hast, dass Rom*nja und Sinti*zze Nomaden seien, also mit Sesshaftigkeit in Form von Hausbau wenig am Hut haben. Dass sie tatsächlich, neben vielem anderen, über ausdifferenziertes architektonisches Wissen verfügen, ist für viele Ausstellungsbesucher*innen wohl neu. Was können die Zuhörer*innen deines Podcasts über diese Themen erfahren?

In der Ausstellung ist keine generelle Sinti*zze- oder Rom*nja-Baukultur zu sehen – so etwas gibt es nicht –, sondern eine spezifisch rumänische Baukultur, die sich nach der jahrhundertelangen Versklavung der Rom*nja und nach dem Sozialismus entwickelt hat. Als Sklav*innen mussten sie in Erdhütten wohnen und sich handwerkliches Wissen aneignen, um diese Hütten lebenswert zu machen. Die Ausstellung räumt mit der weit verbreiteten Vorstellung auf, dass architektonische Expertise mit einem Studium erworben werden muss. Stattdessen wird sichtbar, welche handwerkliche Expertise durch das Leben unter extreme Repressalien entstehen kann. Das hat nicht nur etwas mit Rom*nja und Sinti*zze zu tun. Angehörige marginalisierter Gruppen müssen Wege finden, um sich ein lebenswertes Leben selbst zu schaffen.

In der ersten Staffel sagt einer der Initiator*innen der Ausstellung, von einer traditionellen Baukultur in Bezug auch auf die Modellhäuser zu sprechen, würde missachten, was Rom*nja ohnehin gemacht haben. Als Sklav*innen in Rumänien haben sie seit Jahrhunderten traditionelle Häuser, Kirchen, Klöster, feudale Höfe gebaut. Deren Stile greifen sie in der Bauweise ihrer eigenen Häuser wieder auf. Der Unterschied sei, dass sie heute die Häuser für sich selbst bauen, die sie früher für andere gebaut haben.

Genau. Und daher kommt die Wut auf die ‚Prozbaute‘ – die ja im Vergleich zu den Häusern mancher Deutscher überhaupt nicht protzig sind –, dass Rom*nja ihr Wissen jetzt für sich selbst nutzen. Und nicht mehr für die Menschen, die versklaven, oder die Menschen, die sie für einen Hungerlohn engagieren.

Was hat dich im Laufe der Podcast-Produktion besonders berührt?

Ich bin selbst migrantisiert und kenne einige der ‚struggles‘, um die es da geht – wenngleich auf einer ganz anderen Ebene, weil ich weiß bin. Aber was ich im Laufe des Podcasts gemerkt habe: Ich bin mit meinen Kämpfen, Ängsten, Sorgen, beschränkten Träumen nicht alleine. Der Austausch mit den Gästen hat mir dabei geholfen zu merken: Ich bin eine gute Journalistin nicht obwohl, sondern weil ich migrantisiert bin. Zu den Themen hatte ich einen persönlichen Zugang, deshalb konnte ein Austausch auf Augenhöhe stattfinden. Vor allem nach dem Gespräch mit Simonida (Anmerkung der Redaktion: Folge vom 5. März 2021) hatte ich das erste Mal in meiner journalistischen Laufbahn das Gefühl: Ich bin gut. Ich habe mich zum ersten Mal nicht mehr als Manko, als ‚fraud‘

gefühlt, der bald auffliegt. Wegen fehlender Vorbilder habe ich lange gedacht, ich könne keine Journalistin werden. So ging es auch vielen meiner Gäste, die sich früher dachten: Als Rom*nja kann ich keine Sängerin oder Schauspieler*in oder Professor*in werden. Der Podcast ist wertvoll nicht nur für alle, die was über Rom*nja und Sinti*zze wissen möchten, sondern auch für alle, die einen Einblick haben möchten, wie es ist, nicht Standard-Deutsch zu sein.<

*Quelle der Texte zu den Fotos auf Seite 118 und 119: HMKV Ausstellungsmagazin, erschienen anlässlich der Ausstellung Façadă/Fassade, Oktober 2020 bis April 2021. © HMKV HartwareMedienkunstverein, Interkultur Ruhr; Herausgeber*innen: Inke Arns, Fabian Saavedra-Lara; Gestaltung: Manuel Bürger, Seb Holl-Trieu; Fotografie: Christian Huhn; Dortmund: Kettler, 2020.*